

Anerkennung von Verletzlichkeit und Angewiesen-Sein

Danz, Simone

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Danz, S. (2014). Anerkennung von Verletzlichkeit und Angewiesen-Sein. *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 34(133), 61-73. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-52767-8>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Simone Danz

Anerkennung von Verletzlichkeit und Angewiesen-Sein

„Wenn von Kranken, Verletzten und anderen Behinderten die Rede ist, dann nahezu ausschließlich unter dem Blickwinkel, dass sie mögliche Subjekte der Wohltätigkeit moralisch Handelnder sind, die ihrerseits durchgängig rational, gesund und unbeeinträchtigt dargestellt werden. Wir werden also [...] dazu aufgefordert, von den »Behinderten« als von »den anderen« , als den von »uns« Verschiedenen zu denken, als von einer besonderen Klasse, nicht aber, als hätten wir nicht auch einmal dazugehört, als könnten wir nicht manchmal heute und vermutlich in der Zukunft dazugehören.“
Alasdair Macintyre 2001: 13

Behinderungen treten ab einer bestimmten Lebensphase so häufig auf, dass es als „normal“ gelten kann, irgendwann im Leben behindert zu sein. So sind laut des neuesten Teilhabeberichtes der Bundesregierung 42% der 65- bis 79-Jährigen und 60% der über 80-Jährigen von einer Behinderung betroffen¹.

Etwa ein Viertel aller Anfragen bei der Antidiskriminierungsstelle des Bundes betreffen erlebte Diskriminierungen aufgrund von Behinderung² und eine repräsentative Umfrage³ des Forsa-Instituts im Auftrag der Antidiskriminierungsstelle des Bundes vom Januar 2013 zeigt, dass 47% der Befragten in Zusammenhang mit Behinderung spontan an Diskriminierung, Benachteiligung und Mitleid denken.

In Artikel 1 der UN-Behindertenrechtskonvention ist Behinderung gekennzeichnet durch „langfristige körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen [...]“, die in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren am vollen

1 BMAS (2013)

2 http://www.antidiskriminierungsstelle.de/DE/ThemenUndForschung/Behinderung_und_chronische_Krankheiten/Themenjahr_2013/themenjahr2013_node.html [26.6.2014]

3 http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/Forsa-Umfrage-Leben-mit-Behinderung-20130122.pdf?__blob=publicationFile [26.6.2014]

und gleichberechtigten Gebrauch fundamentaler Rechte hindern. Behinderung hat also etwas mit einem *Anders-Sein* aufgrund von körperlichen, geistigen oder seelischen Merkmalen zu tun, das eine Beeinträchtigung, ein *Nicht-Können* beinhaltet und zu einer erschwerten Teilhabe am gesellschaftlichen Leben führt. Behinderung wird zumeist mit Hilfebedürftigkeit, Unvollständigkeit oder Nicht-Normal-Sein gleichgesetzt und steht in Zusammenhang mit Diskriminierung, Benachteiligung und Mitleid.

In Artikel 8 fordert die UN-Behindertenrechtskonvention die Vertragsstaaten auf,

„[...] sofortige, wirksame und geeignete Maßnahmen zu ergreifen, um [...] in der gesamten Gesellschaft [...] das Bewusstsein für Menschen mit Behinderungen zu schärfen und die Achtung ihrer Rechte und ihrer Würde zu fördern; [... sowie, S.D.] Klischees, Vorurteile und schädliche Praktiken gegenüber Menschen mit Behinderungen [...] zu bekämpfen; [...].“⁴

Wenn, wie oben gezeigt, Behinderung ein Phänomen darstellt, das früher oder später als annähernd *normaler* Teil des menschlichen Lebens betrachtet werden kann, stellt sich die Frage, wieso es überhaupt besonderer Maßnahmen bedarf, um entwürdigende Vorurteile gegenüber Menschen mit Behinderungen zu bekämpfen. Ein Grund kann sein, dass in Verbindung mit den vorherrschenden gesellschaftlichen Normalitätsanforderungen das Abhängig-Sein und Unvollständig-Sein als ein nicht *normaler* Zustand angesehen wird, während es normal zu sein scheint, *erfolgreich und sexy* sein zu wollen. Dabei wird die Tatsache verdrängt, dass jede und jeder abhängig und hilfebedürftig ist, bzw. dies einmal werden wird. Denn – genau betrachtet – kennzeichnet Abhängig-Sein und Unvollständig-Sein in jedem Alter das menschliche Leben.

Um „Klischees, Vorurteile und schädliche Praktiken gegenüber Menschen mit Behinderungen [...]“⁵ zu bekämpfen, gilt es zunächst, Abhängigkeit und Unvollständigkeit in Verbindung mit Normalitätsvorstellungen zu reflektieren. Sich mit den latenten symbolischen Bedeutungsgehalten von Behinderung als Kategorie

4 Artikel 8 der UN-Behindertenrechtskonvention: „(1) Die Vertragsstaaten verpflichten sich, sofortige, wirksame und geeignete Maßnahmen zu ergreifen, um a) in der gesamten Gesellschaft, einschließlich auf der Ebene der Familien, das Bewusstsein für Menschen mit Behinderungen zu schärfen und die Achtung ihrer Rechte und ihrer Würde zu fördern; b) Klischees, Vorurteile und schädliche Praktiken gegenüber Menschen mit Behinderungen, einschließlich aufgrund des Geschlechts oder des Alters, in allen Lebensbereichen zu bekämpfen; c) das Bewusstsein für die Fähigkeiten und den Beitrag von Menschen mit Behinderungen zu fördern.“

5 Vgl. Artikel 8 der UN-Behindertenrechtskonvention

zu beschäftigen, zeigt, dass die gängigen Normalitätsvorstellungen eine Art Leistungsfetisch beinhalten und mit normativen Ordnungsmustern in Verbindung stehen, die auch in der inneren Struktur des Individuums Wirksamkeit entfalten. Es ist eine wichtige Aufgabe, diskriminierendem Handeln auf rationaler Ebene über eine rechtliche Konvention Einhalt zu gebieten. Einen Bewusstseinswandel wirksam herbeizuführen, ist allerdings eine Frage, die über moralische Aspekte hinaus auch unbewusste Strukturen betrifft.

1. Begriffsbildung und Bewertung

Eine Behinderung zu haben, entspricht nicht dem, was in der westlichen Leistungsgesellschaft als normal oder als gesund gilt. Der Begriff Behinderung beinhaltet eine codierte Bedeutung, die auf diese Abweichung verweist.

Begriffe stellen die Schaltstelle dar, die den Wahrnehmungen erst ihre Bedeutung verleihen, indem das Wahrgenommene *gedeutet* und in unser Begriffssystem eingeordnet werden kann. Sprache, Begriffe, Bedeutungen und Vorstellungen sind die Basis für Kategorisierung und Einteilung und für das Verständnis von Phänomenen. Es gehört zur menschlichen Denkweise, Wahrgenommenes mit Hilfe von Begriffen in Kategorien zu klassifizieren, zu unterscheiden und zu ordnen. Dies geschieht nicht 'neutral', sondern geht immer mit einer Bewertung einher. Diese Bewertungen haben auch überindividuell Auswirkungen auf die Vorstellungen von Normalität. Die Wirklichkeit wird – sozialkonstruktivistisch betrachtet – durch Kommunikationszusammenhänge sozio-kulturell erzeugt, institutionalisiert und tradiert. (vgl. Alles et. al. 2006: 34) Genauso wie Kategorien es ermöglichen, Dinge zu unterscheiden, so bewirken sie auch Unterschiede und Ungleichheit. Gesellschaftliche Ungleichheiten entfalten Wirksamkeit auf unterschiedlichen Ebenen. Auf der Makroebene sind sie bestimmend in gesellschaftlichen Strukturen. Auf der Mikroebene sind es Identitäten (z.B. auch Geschlechtsidentitäten), die sich als Ergebnis sozialen Handelns bzw. einer interaktiven Leistung der Beteiligten permanent und prozesshaft formen. Auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen sind es Normen, gemeinsame Werte, kulturelle Ordnungen und Ideologien, die Phänomene und Prozesse sinnstiftend verbinden (vgl. Winker/Degele 2009: 18ff.).

Durch Vergleiche, die zu Beginn der kindlichen Entwicklung sensomotorisch nach angenehm und unangenehm bzw. fremd und vertraut unterschieden werden, entsteht durch Zuordnungen mit der Zeit ein Bild von der Welt, das bestimmt ist durch dichotome Bewertungsskalen und Vorstellungen von Erwünschtheit bzw. Normalität. Diese Vorstellungen wiederum prägen die Identität.

2. Denkmuster und Bedeutungszuschreibungen

Begriffe stehen jeweils miteinander in Beziehung, sie sind quasi untereinander verflochten und über Kategorien hierarchisch geordnet. Begriffe erhalten ihren jeweiligen Sinn durch ein System von Bedeutungen in einer spezifischen und auch wertenden Ordnung. Kategorisierung findet demnach eingebettet in ein System von Bedeutungen statt, die sich gegenseitig bedingen, beeinflussen und ggf. auch verändern. Die Zusammenhänge und die logische Ordnung haben keinen statischen Charakter, sondern sind entstanden unter signifikanten Konstruktionsbedingungen mit veränderlichen Sinngehalten. Dadurch, dass Begriffe in ihrem Zusammenspiel hierarchische Ordnungen beinhalten, produzieren bzw. stabilisieren sie auch Herrschaftsverhältnisse und sind mit Machtformen und Machtpraktiken verknüpft. Butler beschreibt in Anlehnung an Foucault z.B. die dichotomen Zuschreibungen bestimmter Eigenschaften an Frauen und Männern nicht nur als sozial hervorgebracht, sondern viel umfassender in der Sprache und im Sprechen eingeschrieben. Sie werden also im diskursiven Prozess permanent erzeugt und bestätigt, um eine bestimmte Ordnung aufrecht zu erhalten (vgl. Butler 1991: 60). Dies gilt für die Differenzkategorie Geschlecht ebenso wie für Behinderung. Wie Behinderung gesehen wird, ist durch symbolische Wirkmechanismen bestimmt, die machtvoll sind. Macht ist hier nicht als äußerliche Einwirkung zu verstehen, sondern resultiert mehr oder weniger subtil aus den Begriffen und Symbolen, in denen wir denken und die Welt ordnen. Ein Effekt der Zuschreibungen zeigt sich zum Beispiel darin, dass in unserer Gesellschaft (sprachliche) Bezeichnungen für Menschen mit körperlichen und/oder geistigen Besonderheiten schnell mit negativen Konnotationen versehen und als Schimpfworte verwandt werden, auch wenn sie zunächst aus einem 'neutralen' Kontext⁶ stammen. Diese Zuschreibungen weisen auf eine tiefere Bedeutung bzw. eine verdeckte Dynamik hin, die in diesen Begriffen einen symbolischen Platz findet (vgl. Danz 2011: 10ff.).

Über Zuordnung und die damit verbundene (Be-)Wertung beeinflusst die an Sprache gebundene Alltagspraxis die Ausgestaltung von Identitäten. Lebensweisen und auch Körper sind über Diskurse und kulturelle Riten normiert. So werden

6 Im Zusammenhang mit Behinderung tauchen Themen wie „Autonomie, Kompetenz, Ganzheit, Normalität, Unabhängigkeit und Abhängigkeit, Gesundheit, körperliche Erscheinung, Ästhetik, Fortschritt und menschliche Perfektibilität“ wiederkehrend auf (vgl. Dederich 2007: 29). Im Folgenden wird Unvollständigkeit und Angewiesen-Sein, Verletzlichkeit und Abhängigkeit als der symbolische Gehalt von Behinderung beschrieben.

auch Körper nicht voraussetzungslos wahrgenommen, sondern entsprechend einer künstlichen Norm *geformt*. Materialität ist nach Butler nicht biologisch bestimmt, sie ist kulturell erlernt und sozial gefestigt (vgl. Butler 1997: 22ff.). Das gilt auch für die Wahrnehmung von Behinderung.

„Die Funktion des Ordners, die der Begriff *Behinderung* leistet, beruht auf dem binären Code *normal* und *nicht-normal*, *förderbedürftig* und *nicht-förderbedürftig*. Darin ist in Bezug auf die Erwünschtheit eine Wertung enthalten: Normal ist gut, nicht-normal ist schlecht, nicht-förderbedürftig ist gut, förderbedürftig ist schlecht. Diese Wertung setzt sich im symbolischen System, also der dynamischen und logischen Ordnung von Bedeutungsstrukturen, fort und beeinflusst oder *erschafft* Vorstellungen und Assoziationen, die sich bestimmten Begriffen unweigerlich mit der Zeit anheften.“ (Danz 2012: 101)

3. Behinderung als Symbol für Abhängigkeit, Hilfebedürftigkeit, Verletzlichkeit

Behinderung beinhaltet in ihrer sprachlichen und symbolischen Codierung den Charakter des Ausnahmezustands in Bezug auf die gesellschaftlich definierten Erwartungssphären (vgl. Weisser 2005: 22). Genau betrachtet sind Unabhängigkeit, Leistungsfähigkeit und Kontrolle über das eigene Leben immer nur vorübergehende Zustände, die für jede und jeden zu jeder Zeit in ein Unvermögen umschlagen können (vgl. Lüssi 2011: 2).

„Mit der Erfahrung, dass etwas »nicht geht«, stellen sich Unlustgefühle ein und zwei Anschlussvarianten – es noch einmal zu probieren oder an den Erwartungsstrukturen zu arbeiten. Diese organisieren das Imaginäre der Behinderung, das auszudrücken und zu versprachlichen geschützt von den Systemen der Abwehr schwer fällt. [...] Weil man nicht einfach behindert ist oder noch nicht behindert ist, sondern als (zeitweise) nicht oder noch nicht behindert beobachtet wird, ist die eigene Betroffenheit und die Angst vor den Grenzen der Existenz [...] mit im Spiel [...]“ (Weisser 2005: 37).

Behinderung ist demnach immer eine Irritation im „Umgang mit den Zonen der Erwartung und ihrer Institutionalisierung“ (ebd.: 43) und gleichzeitig ein „Coming out“ (ebd.: 17) des menschlichen Normalfalls, abhängig, hilfebedürftig und ausgeliefert zu sein. Behinderung markiert einen qualitativen Unterschied, der in besonderer Weise Unbehagen auslöst und an die Grenzen des Machbaren, an Ausgeliefertsein und Schwäche erinnert.⁷

7 Im Zusammenhang mit Behinderung tauchen Themen wie „Autonomie, Kompetenz, Ganzheit, Normalität, Unabhängigkeit und Abhängigkeit, Gesundheit, körperliche Erscheinung, Ästhetik, Fortschritt und menschliche Perfektibilität“ wie-

„Behinderung wird als spezifische Feststellung lesbar, über welche Nichtbehinderung in ihren Voraussetzungen analysierbar wird. Eine der zentralen Voraussetzungen ist, dass Behinderungen jederzeit auftreten können – sie sind nicht »das Andere« der Kultur und der Gesellschaft, sondern sie sind in deren Funktionsweisen eingeschrieben, die Zustände hervorbringen, die etwa als »zeitweise nicht behindert« beschrieben werden können. Die Entdeckung einer Behinderung kann in der Folge als »Coming out« von Betroffenen verstanden werden [...]“ (ebd.: 17).

Im Folgenden wird davon ausgegangen, dass die Ursache für das Problem der Abwertung und Ausgrenzung von Behinderung nicht allein durch die gesellschaftliche Erzeugung von Normalität über Zuweisung und Kontrolle produziert, sondern auch aus der allgemeinen Funktionsweise des wahrnehmenden und denkenden Subjektes heraus bewirkt wird. Einerseits befindet sich das Subjekt in seiner Konstituierung fortwährend in einem sozialen Beziehungsverhältnis, das geprägt ist von Verhaltenserwartungen und Normalitätsmustern, die Unvollständigkeit und Angewiesen-Sein als nicht wünschenswerten Zustand beschreiben. Gleichzeitig ist die Leugnung von Unvollständigkeit und Abhängigkeit ebenfalls konstitutiv für jedes Subjekt.

4. Subjektkonstitution – Verkenning von Abhängigkeit

Niemand streitet ab, dass alle Menschen in besonderer Weise (fürsorge)bedürftig und ein Leben lang voneinander abhängig sind, nicht nur als Kind oder als Menschen mit Behinderungen oder Krankheiten. Dennoch ist es in unserem Kulturkreis erklärtes Ziel, möglichst weitgehend autonom und selbstständig handelnd zu sein und zu bleiben. Wenn Selbstständigkeit und Leistungsfähigkeit nicht oder nicht mehr möglich sind, ist häufig Scham oder mangelndes Selbstbewusstsein die Folge. Betroffene haben Angst, den Erwartungen nicht entsprechen zu können oder nicht mehr gebraucht zu werden.

Angewiesen-Sein auf andere ist jedoch ein unausweichlich menschliches Phänomen. Schon das Gefühl von sich selbst ist von Anfang an abhängig von der Art und Weise, wie andere die eigenen Handlungen, Haltungen und Äußerungen reflektieren. Kommunikation und Interaktion mit anderen ist konstitutiv für bewusstes Sein und für das Bewusstsein von sich selbst. Entwicklungspsychologisch gesehen ist die Entwicklung von Selbstwahrnehmung, Selbststeuerung und

derkehrend auf (vgl. Dederich 2007: 29). Im Folgenden wird Unvollständigkeit und Angewiesen-Sein, Verletzlichkeit und Abhängigkeit als der symbolische Gehalt von Behinderung beschrieben.

Identität möglich, wenn die betreuende Person die Affektlage eines Säuglings in geeigneter Weise spiegelt. Über die Affektspiegelung trägt die betreuende Person dazu bei, die Gefühlslage des Säuglings erlebbar und erinnerungsfähig zu machen, beeinflusst sie aber auch. Mit der Zeit lernt das Kind sich gleichsam selbst mit den Augen der anderen Person zu sehen, ohne zu wissen, dass es die Augen der anderen Person sind. Dabei ist der Säugling aber auch aktiv, kreativ und selektiert (vgl. Dornes 2001: 21).

Identität kann als dynamischer Konstruktionsprozess verstanden werden, der eine Passung herstellt zwischen dem subjektiven Innen und den Anforderungen des gesellschaftlichen Außen. Die soziale Anerkennung ist ein maßgeblicher Faktor, um das Selbst aktiv zu verorten. Durch die Zustimmung anderer sowie durch Zugehörigkeit und Respekt wird der eigene Identitätsentwurf ständig kalibriert und validiert (vgl. Keupp et al. 2002: 27) und führt schließlich zu einem Bewusstsein von sich selbst als autonom handelndes Wesen. Identität beschreibt also aus psychologischer Sicht von Anfang an einen aktiven Konstruktionsprozess im Spannungsfeld von Innen- und Außenperspektive, eigener Aktion und Rückspiegelung dieser Aktion durch ein Gegenüber. Identität schließt nach diesem Verständnis „die Perspektive des selbstbewussten, autonom moralischen Handelns ein, ohne dieses [...] lediglich auf subjektive, von Sozialität abgekoppelte Vernunftanstrengung zurückzuführen“ (Moser 2001: 97).

Das Subjekt ist ein Begriff aus der philosophischen Tradition und bezeichnet im erkenntnistheoretischen Sinn das *Ich*, als den substanziellen Träger von Eigenschaften, Zuständen und Wirkungen, das einem *Nicht-Ich* oder Objekt gegenübersteht. Der Begriff Subjekt ist eine aus der sprachlichen Bedeutung herausgebildete Abstraktion und beschreibt das Wesentliche des wahrnehmenden, denkenden Wesens. Dieses ist in der gängigen Vorstellung nach dem aufklärerischen Ideal eines mündigen Gesellschaftsmitglieds ein autonomes und selbstreflektierend handelndes Individuum.

Die Bedingungen, unter denen sich das Subjekt als autonom etabliert, sind komplex. Es konstituiert sich in einem sehr ambivalenten Spannungsverhältnis von Autonomie und Abhängigkeit als selbständig und handlungsfähig. In *Psyche der Macht* beschreibt Judith Butler den Prozess der Subjektbildung als ein Ergebnis des komplizierten Zusammenwirkens von Autonomie und Unterwerfung. Das Subjekt versteht sich als eigenständig handelnde Einheit und empfindet sich als autonom, zugleich ist aber ein *sub-jektum*, etwas *unter-worfenes*. Butler beschreibt Subjektivation als „Prozeß des Unterworfenwerdens durch Macht und zugleich den Prozeß der Subjektwerdung“. (Butler 2001: 8) Subjektwerdung ist wesentlich mit der Einwirkung von Abhängigkeit verbunden. Butler zeigt, dass das Subjekt die

Anerkennung der eigenen Existenz nur durch Kategorien und Begriffe vollziehen kann, die es nicht selbst hervorgebracht hat und die ihm normativ die vorgegebene Ordnung vermitteln (vgl. ebd.: 25). Es ist diese 'Unterwerfung' bzw. Steuerung der ureigenen Triebe und Impulse, die nach Butler die Subjektwerdung/Subjektivation bewirken. Als Voraussetzung für Selbstprüfung und Reflexivität bildet dieser Blick auf sich selbst auch die reflexive Sphäre für Moral und Gewissen (vgl. ebd.: 45).

Erst indem es die allgemeinen Spielregeln anerkennt, verinnerlicht und sich daran ausrichtet, kann sich das Subjekt entlang der vorgegebenen Leitlinie selbst steuern. Und erst daraus entsteht die Möglichkeit der Selbstreflexion und der Wahrnehmung eines eigenständigen Ichs. „Ein gegen sich selbst (sein Begehren) gewendetes Subjekt erscheint nach diesem Modell als Voraussetzung des Fortbestehens des Subjekts. Um als man selbst zu bestehen, muss man also die Bedingung seiner eigenen Unterordnung begehren“ (ebd.: 14).

In der emotionalen und sozialen Bindung an eine Bezugsperson geschieht die Aneignung, Anerkennung und Verinnerlichung der Sprache inklusive der darin enthaltenen symbolischen Ordnung. Durch diese Bindung wird schrittweise die Selbststeuerung der eigenen Impulse und ein Autonomieempfinden möglich.

„Ohne diese in Abhängigkeit ausgebildete Bindung kann kein Subjekt entstehen, aber ebenso wenig kann irgendein Subjekt sich leisten, dies im Verlauf seiner Formierung vollständig zu »sehen«. [...] Die Sache ist nicht einfach die, daß man die Anerkennung des anderen braucht und daß Unterordnung eine Form der Anerkennung gewährt; vielmehr ist man schon zur Formung seiner selbst abhängig von der Macht, ist diese Formung ohne Abhängigkeit nicht möglich und besteht die Haltung des erwachsenen Subjekts eben in der Verleugnung und Wiederholung dieser Abhängigkeit. Das »Ich« entsteht unter der Bedingung, dass es seine Formierung in Abhängigkeit [...] verleugnet.“ (ebd.: 13f.)

Um die volle Aktivität bzw. die Selbststeuerung des Subjektes sicherzustellen, muss es sich also einer vorgegebenen Ordnung unterwerfen und sich an sie ausliefern. So ist die verkannte Abhängigkeit als Bedingung von Autonomie anzusehen. Es ist unmöglich, jene Art von Unabhängigkeit zu erwerben, die aufrichtig und realistisch die bestehenden Abhängigkeiten und Bindungen anerkennt (vgl. Macintyre 2001: 100).

5. Selbstbestimmung und Autonomie-Gebot

Mit dem Blick auf die Gesellschaft setzt sich die Verkenning von Abhängigkeit als Bedingung von Autonomie auf anderer Ebene fort. Der Mensch der Postmoderne lebt in einer Gesellschaft, in der Autonomie das erklärte Ziel, und Abhängigkeit verpönt ist. Die Kontrolle über das eigene Leben zu haben und sich

nicht von außen durch Instanzen wie Eltern, Staat, Kirche, Traditionen bestimmen zu lassen, ist die Anforderung der heutigen Zeit. Eigenverantwortlichkeit und die unbedingte Möglichkeit, eigene Entscheidungen zu treffen sowie das individuelle Leben weitgehend nach den eigenen Wünschen zu gestalten, ist allgemein akzeptierter Wunsch und Ziel der Erziehung. Autonomie als Merkmal postmoderner Subjekte lässt Eigenständigkeit, Selbstkontrolle, Selbstreflexion und Selbstbewertung als wichtigste Komponenten der Selbstkonstituierung erscheinen (vgl. Bauman 1995: 238).

Jedoch wären auch andere Interpretationen und Deutungen von gelungener Identitätsentwicklung denkbar. Neben dem abendländischen Ideal des individualisierten Selbst wird zum Beispiel in nicht-westlichen Kulturen das relationale Selbst beschrieben, dessen Selbst – Objektgrenzen viel durchlässiger und beweglicher sind (vgl. Fornagy/Target 2006: 32f.). Während die abendländische Sichtweise auf die Identitätsentwicklung die Bedürfnisse nach Nähe einerseits und nach Getrennt- bzw. Selbstständig-Sein andererseits fokussiert, ist es zum Beispiel im japanischen Verständnis von Kindheit eher die wechselseitige Abhängigkeit und eine Art harmonischer Symbiose. Vom Selbst wird nicht Autonomie verlangt, sondern die Fähigkeit, sich ständig an die Bedürfnisse anderer anzupassen (vgl. ebd.: 33).

Autonomie bzw. Selbstbestimmung ist in unserer Gesellschaft ein Schlüsselbegriff, der für Unabhängigkeit, Freiheit und Eigenverantwortlichkeit als Grundrecht aber auch als Anspruch an die Einzelnen steht. Nach §1 des Sozialgesetzbuch VIII zum Beispiel hat jeder junge Mensch ein Recht auf Förderung seiner Entwicklung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit. Damit verbunden ist die Vorstellung, es sei möglich, losgelöst von Tradition, Erziehung und Sozialstruktur, unabhängig von Zeit, Biografie und Historie, die persönliche Identität zu entwickeln und ausgehend von den individuellen Interessen das eigene Leben gestalten zu können (vgl. Waldschmidt 1999: 13). Doch letztlich ist die Autonomie schon allein dadurch begrenzt, dass jede und jeder darauf angewiesen ist, sich sprachlich und gedanklich in einem bereits vorhandenen Begriffssystem zu bewegen, ganz zu schweigen von der physischen und psychischen Verletzbarkeit und der unausweichlichen Generativität, die menschliches Leben kennzeichnen.

6. Phantasmatische Vollkommenheitsvorstellung als zentrierender Kern unseres Begriffssystems

Das Subjekt konstituiert sich wie beschrieben aus verschiedenen sozialen und sprachlichen Bedeutungssystemen. Um die gesellschaftlichen wie auch für die

subjektimmanenten Tendenzen, Autonomie unter Verleugnung von Abhängigkeit zu favorisieren, genauer zu erklären, kann die psychoanalytische Theorie Lacans hilfreich sein. Lacan beschreibt als konstituierende Bedingungen des Subjekts die Sprache, über die die symbolische Ordnung als soziales Bedeutungssystem vermittelt wird. Zugleich bildet Sprache nach Lacan die Basis für Bewusstsein, Selbstgefühl und Identität. Nur über die Sprache kann das Subjekt seine Bedürfnisse begreifen und artikulieren, was aber bedeutet, dass diese Bedürfnisse nicht direkt, sondern nur in sprachlichen Symbolen und Bildern an andere vermittelt werden können. Damit sie vom Gegenüber als Mitglied einer Sprachgemeinschaft verstanden werden, muss es diese einem in „[...] einer Gemeinschaft verbindlichen differentiellen (aber intersubjektiv gleichförmig differenzierten also geltenden) System der Sprache [...] anvertrauen“ (Frank 1984: 383). Die Bedürfnisse erfahren bei dieser Übersetzung in Sprache eine Reduzierung aufgrund der Differenzen der Sprache. Das Subjekt kann das ureigene Bedürfnis nur zum Teil im allgemeinen Sprachsystem und nur als eine Vorstellung, nicht aber als das Ding in seiner sinnlich wahrnehmbaren Dimension verständlich machen und erfährt dabei – wie Lacan es ausdrückt – einen Riss, einen nicht artikulierbaren Mangelzustand, der das Subjekt durchkreuzt bzw. kennzeichnet und der zugleich Motor des menschlichen Lebens ist. Indem sich das Subjekt der symbolischen Ordnung, also der Ordnung der artikulierten und interpretierbaren Zeichen, überantwortet, erfährt es eine Spaltung durch die Artikulation. Lacan spricht vom symbolischen Mord und meint damit die Verwandlung von sinnlich Wahrnehmbarem in Vorstellungen (vgl. Widmer 1997: 48). Das Subjekt ist gekennzeichnet vom Mangel, den es durch die sprachliche Verfasstheit erleidet, zugleich entsteht (als vitale Antriebskraft) ein unstillbares Begehren, diesen Mangel zu beheben (vgl. vor allem Lacan 1975a, 1975b, 1978).

Die sprachliche Verfasstheit trennt also das Subjekt in das, was es artikulieren kann, und in das, was bei der Artikulation verloren geht bzw. verschwindet. Es entsteht eine Lücke zwischen realem und vermitteltem Bedürfnis, die ein Begehren etabliert, das durch alles Sprechen hervor scheint (vgl. Pagel 1991: 62; Rendtorff 1998: 59). Die Dynamik, diese Leerstelle, die nicht *symbolisiert* werden kann, zu schließen, findet symbolisch Raum in den Sinnstrukturen. Diese Dynamik bzw. „[...] dieses Begehren selbst fordert, um im Menschen befriedigt zu werden, Anerkennung im Symbol“ (Lacan 1973: 120). Lacan bezeichnet das Objekt, das dieses unstillbare Begehren befriedigen könnte, als *Signifikanten ohne Signifikat* (vgl. ebd.: 121ff.). Bildlich übernimmt der zum Symbol gewordene Phallus die Funktion, das unstillbare Begehren vermeintlich stillen zu können. Vereinfacht gesagt symbolisiere der Phallus nicht nur geschlechtliche Potenz, sondern vor allem

das verheißene Vollkommene, die Befriedigung bzw. das, worauf sich das Begehren richte und das, was nie erreicht wird. Dieses Objekt ist aber nicht vorstellbar und lässt sich nicht beschreiben. „Da Sprache differenziert und vereinzelt, verhindert sie die volle Befriedigung, deren Mangel sie erfahrbar macht; andererseits ermöglicht sie den symbolischen Pakt, das Gestalten einer Beziehung, die sich nicht von selbst versteht.“ (Widmer 1997: 24)

In der Sprache kreuzen sich die individuelle und die gesellschaftliche Ebene. Das Subjekt selbst konstituiert sich über Sprache, Vorstellungen und Bedeutungen und so sind auch der Mangel und die Suche nach dem verheißungsvollen Objekt in die psychische Dynamik eingeschrieben und äußern sich in Begegnungen. Das Subjekt strebt unbewusst danach, den Mangel zu überwinden. Es sucht in der Begegnung mit anderen das, was (durch die Sprache) verloren ging und was nun die vollständige Befriedigung bringen soll. Lacan betont, „daß es gesetzmäßig so geschieht, daß das Gewährwerden dessen, was einem selber gehört, den Weg über den anderen nimmt“ (vgl. ebd.: 32). So soll dieses vollkommene Objekt gefunden werden. Es zu besitzen bedeutet, selbst wieder vollkommen zu werden. Rendtorff beschreibt die Dynamik dieser identifikatorischen Prozesse in Zusammenhang mit Geschlechterverhältnissen so, dass die bzw. der Andere das sein soll, was man selbst sein möchte. „Der Andere ist das, was ich für ihn zu sein wünsche“ (Rendtorff 1998: 69). Zugleich aber darf sie oder er nicht völlig identisch mit dem Subjekt sein, um die vitale Spannung des Begehrens nicht zu erlöschen. Die bzw. der andere soll möglichst gleich und zugleich anders sein. Die „[...]Liebe zum Objekt der Vollständigkeit [soll, S.D.] zugleich seine Existenz (d.i. die Möglichkeit der vollen und endgültigen Befriedigung) wie auch seine Unmöglichkeit (als Garant des Begehrens) gewährleisten“ (ebd.: 119).

Denkbar wäre, dass sich die Dynamik dieser identifikatorischen Prozesse nicht nur im Rahmen von Geschlechterverhältnissen entfaltet, sondern als ein Grundmuster in der Verfasstheit des Subjekts bei jeder Begegnung mit anderen wirkt, zumindest aber in die Wahrnehmung oder die Bewertung anderer Personen einfließt. Vielleicht kann sich gerade in der Begegnung mit einem Gegenüber, das Merkmale von Versehrtheit trägt, das „Eins sein wollen mit sich selbst als einem anderen“, das den „narzißtischen Charakter menschlicher Selbstfindung“ verdeutlicht, nicht widerstandsfrei entfalten (vgl. Pagel 1991: 33f.). So könnte erklärt werden, warum Hilfebedürftigkeit, Unvollständigkeit oder Nicht-Normal-Sein in der Begegnung mit anderen zu Irritationen, Vorurteilen und Abwertung führt.

Wenn also davon ausgegangen werden kann, dass das Zentrum unseres Begriffssystems geprägt ist durch den Wunsch, einen Mangel zu beheben, und dadurch eine Art phantasmatischer Vollkommenheitsvorstellung im Hintergrund

erzeugt wird, dann wird in deren Schatten auch die Vorstellung von uns selbst produziert. Dann wird die Begegnung mit der oder dem Anderen getragen sein von der Sehnsucht, den Mangel durch das Gegenüber als *vollkommenes Objekt* zu beheben. Dann kann eine Begegnung mit einem Gegenüber, das hilfebedürftig, unvollständig oder nicht 'normal' ist, für das eigene Selbstwertgefühl problematisch sein (vgl. Danz 2012: 105).

Mit der tief verborgenen Vollkommenheitssehnsucht könnte auch erklärt werden, warum die gesellschaftlich wirksamen Verhaltenserwartungen und Normalitätsmuster Unvollständigkeit und Angewiesen-Sein als nicht wünschenswerten Zustand beschreiben. Nicht-behindert- und damit Nicht-unvollständig- und Nicht-angewiesen-Sein könnte damit als diskursiv-phantasmatische Normalitätsanforderung beschrieben werden.

Literatur

- Alles, T. et al 2006: Sozialkonstruktivistische Kommunikationstheorie. In: Matoba, Kazuma/Scheible, D.: Dialog zur interkulturellen Teamentwicklung. Internationale Gesellschaft für Diversity Management. Quelle: http://idm-diversity.org/files/Working_paper1-Matoba-Scheible.pdf [28.06.2014]
- Bauman, Z. 1995: Ansichten der Postmoderne. Berlin
- BMAS Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2013 (Hg.): Teilhabebericht der Bundesregierung über die Lebenslagen von Menschen mit Beeinträchtigungen. Bonn
- Butler, J. 1991: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.
- 1997: Körper von Gewicht. Gender Studies. Frankfurt a.M.
- 2001: Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt a.M.
- 2003: Kritik der ethischen Gewalt. Frankfurt a.M.
- Danz, S. 2011: Behinderung. Ein Begriff voller Hindernisse. Frankfurt a.M.
- 2012: Dazugehören oder nicht dazugehören – Vollständigkeit und Mangel, Angewiesensein und Unvollständigkeit. In: Elke Kleinau/Barabara Rendtorff (Hrsg.): Eigen und anders – Beiträge aus der Geschlechterforschung und der psychoanalytischen Pädagogik. Opladen
- Dederich 2007: Körper, Kultur, Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies. Bielefeld
- Dornes, M. 2001: Die frühe Kindheit. Entwicklungspsychologie der ersten Lebensjahre. Frankfurt a.M.
- Fornagy, P./Target, M. 2006: Psychoanalyse und die Psychopathologie der Entwicklung. Stuttgart
- Frank, M. 1984: Was ist Neostukturalismus? Frankfurt a.M.
- Keupp, H. et al. 2002: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Hamburg

- Lüssi, W. 2011: Boldernbericht 158, März 2011. Quelle: http://www.boldern.ch/uploads/media/Boldernbericht_158.pdf [14.3.2014]
- Macintyre, A. 2001: Die Anerkennung der Abhängigkeit. Hamburg
- Moser, V. 2001: Identitätskonstruktionen in der Sonderpädagogik. Welche Normalität wird produziert? In: Schildmann, U. (Hg.): Normalität, Behinderung und Geschlecht. Opladen
- Lacan, J. 1973: Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse. In: Schriften I. Olten
- 1975a: Das Drängen des Buchstabens. In Schriften II. Olten
 - (1975b): Die Bedeutung des Phallus. In: Schriften II. Olten
 - 1978: Das Seminar XI. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Olten
- Rendtorff, B. 1998: Geschlecht und *différance*. Königstein i. Taunus
- Okimoto, J.T. 2001: The appal cycle in three cultures: An exploratory comparison of child development. *Journal of the American Psychoanalytic Association* 49 (1), 187-215
- Pagel, G. 1991: Lacan zur Einführung. Hamburg
- Waldschmidt, A. 1999: Selbstbestimmung als Konstruktion. Opladen
- Weisser, J. 2005: Behinderung, Ungleichheit und Bildung. Eine Theorie der Behinderung. Bielefeld
- Widmer, P. 1997: Subversion des Begehrens. Wien
- Winker, G./Degele, N. 2009: Intersektionalität – Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld

*Simone Danz, Hochschule RheinMain, Kurt-Schumacher-Ring 18, 65197 Wiesbaden
E-Mail: Simone.danz@hs-rm.de*